

Die Zelle Welt

Nr. 21

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

(Fortsetzung.)

Roman von Nicolaus Krauss.

Der Vogel kam auf den Hackstock geklettert, pluderte einen Theil der dort gehäuften Fichtentriebe zu Boden und sperrte den Schnabel auf.

„Gump, dreckiger! Von was soll ich denn die ‚Einreibung‘ machen! Du denkst wohl, der Spiritus allein thut's auch... Schafkopf!... da!...“

Er steckte dem Vogel eine Brotkrume in den Schnabel.

„Hupf, Kasper, hupf!“

Und der ‚Kasper‘ flatterte wieder in sein Fenster zurück.

„Was, wie der folgt, Frau Försterin? ... Ich hab' ihnen nie gefolgt, den Gamern, den Spitzbuben.“

... Den Her—ren Ge—mein—de—räthen! ... Was sie wollten, hab' ich ihnen thun sollen. ... Ja, Schnecken wird's regnen! ... Im Wald läßt sich's auch leben.“

„Ich soll mich zusamm'rackern? He, für wen denn! ... 'rumg'stoßen haben sie mich, weil ich kein Vater g'habt hab'! ... Kann ich was dafür? ... Und bedanken hab' ich mich sollen, weil's mich aufgezogen haben? ... Ich pfeif' Euch was! ... 's Reußen hab' ich, ich kann mich net zerreißen mit der Arbeit. ... Ich juch' meine Schwänim' und Ameiseneierln und mach' meine ‚Einreibung‘. ... O, geht's mir schlecht! ... Verhüngern lassen wollen sie mich. ... Fessez, mein Fuß! ...“

Er that ganz weinerlich. ...

Lene brachte einen Zwanziger hervor.

„Mehr hab' ich nicht eingesteckt ... aber morgen schid' ich die Rosel.“

Der Alte griff zu, hob mit der anderen Hand unter sich den Ladendeckel und warf das Geldstück durch den Spalt.

„Wenigstens was ... wenigstens was ... Man muß für Alles danken! ...“

Sein Gesicht wurde zur Frage.

„Na, und wie geht's Ihnen denn, Frau Försterin?“

Lene wußte nicht, was sie sagen sollte; das verzogene Gesicht erfüllte sie mit Widerwillen.

„Gut? ... Net? ... Aber ja, selbstverständlich! ... Ich hab' auch'n Dammnen driekt! ... Wie net g'scheit! ... Und den schönen Abjunkten hab' ich auch hergehert! ...“ Er begann zu lachen. ...

„Ja, und den haben auch schon noch andere Weiber gern! ...“

„Ab!-Ab!“

„Ab! ich was g'sagt? ... Nichts hab' ich g'sagt! ... Ach, ich kenn' mich schon aus ... Alle Weiberln haben ihre Mamerln gern ... soviel gern ...“

„Ich geh'! ... Ihr seid ein boshafter Ding! ...“

Lene schüttelte sich vor Aerger und Ekel.

Als sie die Leiter hinabstieg, schrie ihr der Alte nach: „Den Förster schön grüßen ... den Herrn Förster ja recht schön grüßen! ...“ Dann griff er den Vogel mit beiden Händen, drückte ihn an's Gesicht, und raunte, während ihm die Augen funkelten:

„Den Zorn austlassen! ... Den Zorn austlassen! ... 's ist doch was Schön's! ...“

Der Hühner schrie, als stützte er am Spieße. —

„So einer! ... Aeh! ... Pfui! ...“

Lene konnte nicht erwidern, sie haben können. Als „auffälliges“ Kind, dem man jeden Bissen Brot vorrechnete, herumgestoßen, als Mann ohne Heimath, Halt und Anhang mußte er zum „Strapanger“ werden. Etwas bot auch ihm der Wald, nicht genug, um ein Herrenleben zu führen, aber doch hinreichend, ein solches sich selbst vorzutauschen. Gegen die bittere Wirklichkeit sprang dann die Bosheit empor und brachte, wenigstens für Augenblicke, einige Erleichterung. ...

Lene kam an ein Wässerlein. Ueber den Steig hinüber griff es nach einer Seite aus, drüben ging's aufwärts. Sie mußte einen kleinen Anlauf nehmen. Aber der Sprung gelang nicht recht, sie kam schlecht zu stehen und wankte. Plötzlich bemerkte sie eine Hand, die sich von oben her ihr entgegenstreckte. Sie erkannte die gebräunten Finger und einen Augenblick zögerte sie. Aber sie mußte zugreifen, wollte sie nicht zurück und vielleicht gar in's Wasser patschen. Sie that es und stand ansatznehmend oben. Neben ihr der Abjunkt. Er lächelte sein stilles Lachen, sagte aber nichts. Sie nickte ihm dankend zu und schweig.

Langsam schritten sie nebeneinander her. Der Steig lief neben dem Grenzgraben, links Hochwald, dann Stangenholz, alles Fichten, rechts dreißig-jähriger Kiefernbestand, Bauernwald; zwischen beiden ein ziemlich breiter Zwischenraum, der einen Ausblick bis fast zum Grünhau ermöglichte. Jetzt lag er voll Sonne. Ueber den Gipfeln des Grünhaues stand sie, bereit, unterzutauhen.

Es war still, aber nicht todt. Aus den Fichten, unter denen schon ein kühler Hauch wehte, den man mehr sah als fühlte, drang der volle Ton der Singdrosseln und begleitete die Dahinschreitenden in schier ununterbrochener Folge. Immer dasselbe Lied. Aber die Strophe war länger oder kürzer, der Ton tiefer, voller und runder, oder höher und heller, wenn ein alter Sänger sang oder ein Anfänger. Ueber Föhrenbüschen, deren lichte Herztriebe noch in Sonnenlicht schwammen, schwebte da und dort eine Haibelerche, ihr feiner Kehlton verzitterte über den Tönen. Weit vorn sah man einen Holzhauer in seiner knielweichen Gangart einen Waldweg übersetzen; die Sonne blizte

auf seiner Hacke und Schaufel, dann hatten ihn die Schatten des Hochwaldes verschluckt. Aus dem Bauernwald kam irgendwo her, halb verweht, der Ton einer Kuhglocke ... Jetzt wieder ... Dann ein zusammenhängendes Gebimmel, das förmlich schrie. Plötzlich brach es ab ... Nichts mehr. ...

Und Lene lauschte und sog den starken Duft, in den der Wald sich hüllte. Plötzlich kam sie mit der Frage: „Sie haben mir noch nichts von Ihrer Mutter erzählt!“

„Ganzmalz und klatzte hernieder. Die von den Dir das gesagt. Soll überraschten Ar—“

„Als der Vater starb — Sie wissen ja, er war Bauernförster hinten im Leibschgrund — zog die Mutter mit uns kleinen Kindern nach Eger. Pension gab's keine, Geld war auch kein's da ... Sie können es sich vorstellen, wie es uns damals erging. ... Aber gelebt mußte doch sein! ...“

Der Abjunkt listete den Gut und hielt ihn eine Zeitlang über dem Kopfe, ehe er fortfuhr:

„Die Buben sind jetzt alle draußen in der Welt, und die Mutter geht immer noch in die Häuser waschen, soweit es ihr Zustand zuläßt. ... Ich möchte ihr gern mehr geben. ... Die anderen haben halt selbst nichts. ...“

Ein leises Zittern bebte in seiner Stimme. Sie sah ihn an. In seinem frischen Gesicht stand die Entsagung. Mitleid und Aerger zugleich stieg in ihr auf. Aber sie bezwang sich und schweig.

Sie waren am Grünhau. Ueber die Föhrenbüsche schnellte im Zickzackfluge ein Vogel herüber und bäumte auf einer Tanne. Sein Schrei klang wie das wühlende Klaffen eines kleinen Hundes.

„Ein Grünspecht!“ meinte Plank. „Wollen Sie ihn? ...“

Lene wehrte ab.

„Mein ... der hat auch sein Leben gern ...“

„Wird schon sein! Aber darnach fragt halt der Jäger nicht. ... Sie nennen uns übrigens nach ihm?“

„Nach dem Vogel?“

„Ja — Grünspecht!“

„Grünspecht?“

„Ja, wegen des gleichen Kleides und auch von wegen des Schreitens. ... Als ‚Lehrfuß‘ hab' ich mich darüber oft geärgert. ...“

„Aber Sie, Sie schimpfen und wettern ja nicht?“

„Ja, ich bin auch kein richtiger Förster ...“

Die letzten Worte klangen einer Klage gleich. Plötzlich gab sich der Abjunkt einen Ruck.

„Auf dem Laughau sind Fichtentriebe geschnitten — es kam nur der ... der Ab!-Ab! sein. ... Er treibt ja einen ganzen Handel mit Schmieren und Einreibungen. ... Wenn der Herr dahinter kommt.“

Die Försterin wurde lebhaft. „Sagen Sie Gruber nichts davon... Der alte Mann will ja auch leben!...“

„Ja, aber...“
„Es mag ihn ja so keiner... Wissen Sie, er ist ja nicht richtig im Kopf... Was will er anfassen, mit seinen geschwollenen Füßen?... Er ist doch ein Mensch!...“

„Aber... die Pflicht!“
„Pflicht, Pflicht!... Die paar grünen Dinger ruiniert doch den Wald nicht!...“

Sie sah den Adjunkten bittend an.
„Sagen Sie ihm nichts... thun Sie es mit zu Liebe!...“

Plank erröthete wie ein Mädchen...
Der jammertlose Hochwald nahm sie auf. Der Sang der Drosseln klang noch immer. Wispernde Meisen und Baumläufer schoben sich an den Stämmen empor, von überallher vernahm man das Geklapp der zufahrenden Schnäbel: Tia!... Tia—Tia!... Tia—Tia—Tia!... Ab und zu fleg mit schallendem Flügel Schlag eine Waldtaube auf, lautlos strich sie ab. Ueber eine Schneise wechselte ein Gase. Leichtes Herdgeruch machte sich bemerkbar. Bald stand man vor der Siebelung.

Hinter der Stadt jant die Sonne. Eine dunkle Wolke verbarg sie. Ihre oberen Ränder glühten, und zwischen ihr und dem Horizont flamme ein brennbrothes Band. Und die Gluthen schlugen an die dunkle Wand des „Schwarzholzes“ und kehrten zurück.
Und wie Blut lag es über Konradsreuth. —

IV.

Mit einem Ruck saß die Försterin im Bette auf. Wie ein Klopfen vorn beim Fenster war es ihr vorgekommen. Das Fenster konnte sie nicht sehen, aber an der gegenüberliegenden Wand bewegte sich etwas Schwarzes, der riesige Schatten eines Mannes. Mit beiden Füßen zugleich sprang sie aus dem Bette, warf einen Rock über und schlüpfte in die Jacke.

„Frau Försterin!“

Lene trat an's Fenster, that einen Blick hinaus und öffnete. Am Gartenzaun lehnte die hohe Gestalt des alten Frank. Den breiten, steifen Hut, mit dem er geklopft haben mußte, hielt er in der Hand, sein Gesicht, über das das klare Mondlicht floß, erschien ganz verfallen, freibleich.

Er hielt die Rechte herüber.

„Adje, Frau Försterin... Ich muß Abschied nehmen...“

„Abschied nehmen?... Jetzt?... In der Nacht?...“

„Ich muß sterben...“
Gestalt sah er über den Rücken hinweg. Was war denn das?... Mit beiden Händen umfaßte sie seine Rechte; sie war ganz kalt. Warum denn?... Was soll denn das heißen?... Wo kommen Sie denn jetzt her?...“

„Den Gagné...“
„Gagné hab' ich's schon, seit der Schaar wegging... Jetzt weiß ich's!... Unter dem Kreuz am Berge bin ich stehen geblieben und hab' auf's Gegerand hinauf gehaut... jedes Dorf hat was gesehen, so glückselig hat der Mond g'schaut. Da hör' ich hinter mir die Stimmen: Da muß sterben!... Ich brech' mich nun, es war Niemand da... Wie ich vergieh', hör' ich's wieder. Und her'm Gehen zum dritten Mal... Jetzt weiß ich, was ich thun bin... Mein Vater hat auch g'sagt, wann er sterben muß... Die Mutter hat's oft erzählt...“

Lene zitterte, die Zähne schlugen ihr aneinander. Aber sie bezwang sich. Der Lacher müßte ihr freilich, als sie sagte:

„Aber, Herr Frank, das ist ja alles Unsinn!... Nichts als Unsinn!... Das wird der Mond gesehen sein, oder der Mond!... Wenn man so in den Wald wandert, wird einem ganz so...“

„Frau Försterin, der Mond, der ist mir nicht mehr. Ich bin ein alter Mann... Und ich hab' nur ein Glas Bier g'habt, wie immer... Ich muß sterben!...“

„So rede's Euch doch nicht selbst ein!... Ihr seid's doch noch ganz frisch! Wenn Einer noch so einen weiten Weg gehen kann...“

Der Alte schüttelte den Kopf... „Aus ist's!... Ich muß sterben!... Gute Nacht, Frau Försterin!...“

Er zog die Hand zurück und ging. Sie sah ihn nach, wie er mit seinen langen, langsamen Schritten das Sträßchen übersehte, den Steig hinaufging und in seinem Hause verschwand...
Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Nachmittage hatte sich der Förster an den großen Esstisch gesetzt, um seinen Wochenabschluß zu machen. Ihm schräg gegenüber, am Fenster, saß Lene und nähte. Gruber hatte gerade das Holzbuch vor. Ehe er die einzelnen Posten eintrug, sagte er sie sich laut vor:

„Andres Raibl... Konradsreuth. Zweieinhalb Klasten Stockholz aufgestellt... Die Klasten zu zwei Gulden und sechzig Kreuzer... macht sechs Gulden und fünfzig Kreuzer... Ja, bei den Stücken ist der Niederländige allweil im Vortheil... und der Raibl hat's weg... Hans Frank... Konradsreuth. Drei Klasten... macht sieben Gulden und achtzig Kreuzer... Muß ihm sein Großer geholfen haben!... Franz Grubl...“
Lene ließ die Nadel sinken. „Darf ich was reden?“

Der Förster gab keine Antwort, hielt aber bereitwillig das Ohr hin, während er weiter schrieb.

„Der alte Frank war heute Nacht am Fenster. Ich war ganz verschlafen und hatt' ihn bald nicht gehört...“

„Anton Grubl... Na, und?“

„Abschied hat er g'nommen...“

„Abschied?... Lorenz Grubl...“

„Sterben muß er, hat er g'sagt...“

„Unsum!... Konradsreuth... dito... dito!“

Wird eine Halbe zudiel erwischt haben... Dem seine Knochen halten länger als die meinigen... Was?... siebeneinhalb Klasten?... Ja so! Es sind ja drei Mann... Ausg'halten, Kasper, der Bauer, hat in nur zwei Gulden und dreißig Kreuzer... macht... macht siebzehn Gulden und fünfundsiebzig Kreuzer... Joseph Dauber... Der wird mir noch was anrichten mit seinem Sprengpulver... aber, er verdient was! Dreieinhalb Klasten... na, die Halbe ist noch von der vorigen Woche... macht acht Gulden und fünf Kreuzer... Ueber einen Gulden hat ihn der Bauer abg'stohlen, der Tropf!... Reist in Reist!...“

Er wusch die Feder aus, legte sorgfältig das Köhlerblatt und schob das zusammengeklappte Buch in den Tischschub. Auf einmal wandte er sich an seine Frau.

„Weißt d', was der Bauer am Bühl heuer für sein Scheitholz allein herausschlägt?“

Sie sah ihn fragend an.

„Nur einmal...“

Er blätterte in einem Handbüchlein.

„Da... dreizehn Klasten sind verkauft, die Klasten zu fünfzehn Gulden, macht netto hundert- undfünfundzwanzig Gulden... Das Geld liegt da, kauft ihm eine Post hinunterlassen lassen. Und dann sind noch die Klöber, das Prügel- und Stockholz, das Reing und was er selbst braucht... Diesmal hab' ich ihm den Grenzgraben mit angerechnet. Aber er zahlt ja nichts für das Ausheben, der Lump!... Hier Kreuzer für die Klasten...“
Das Büchlein flog in den Tischkasten, das Schloß schnappte.

In der langsam aufgehenden Thür erscheint Hans Frank. Er hat den Sonntagstrock an, trägt aber den Kopf bloß.

„Guten Tag!“

„Nur so viel!... Auch so viel!...“ sprudelt der Förster... „Nehmt's Platz!... Was bringen Sie denn Schönes?“

Die Försterin schiebt dem Gaste einen Stuhl hin. Mit einem Ruck läßt sich der Holzhaner nieder und verwickelt die Finger ineinander, daß es knackt.

„Nicht viel... es ist wegen'm Vater...“

„Wißt er noch immer sterben?“ Der Förster laßt ein schmerzliches Lachen und hält sich die Seiten. Der Holzhaner weiß nicht recht, wie er

sich zu dem Lachen stellen soll. Ernst erwidert er: „Er ist heut' fröhlich nicht aufgestanden... Ich soll Sie holen, Herr Förster... Und wenn die Frau Försterin mitgehen möchte...“

Der Förster stand auf den Füßen.
„Er wird doch nicht!... Er wird doch nicht... Lene!“

Die bringt ihm schon die Beamteneinnüße mit ihr zum Mitgehen bereit. Der Holzhaner hat sich erhoben und stellt den Stuhl sorgsam an den Tisch, daß die Lehne der Tischplatte anliegt.

Unter'm Gehen fragt der Förster: „Ist's denn wirklich ernst?“

„Alte Leute sind ja wunderbar... Aber er hat so einen Blick... so einen Blick!... Und angerührt hat er den ganzen Tag noch nichts... Und weil's sein Vater auch gewußt hat...“

Lene rief die Magd aus ihrer Kammer herab und sie gingen. —

An der Hausthür erwartet sie die Frau des Holzhaners. Den Förster ließ sie vorbeistehen, der Benschel sie um den Hals und schloß sie laut auf.

„Aber so weint's doch nicht!... Das thut doch dem alten Mann weh!... Da muß er doch denken, daß es zu End' geht!...“

In demselben Augenblick schossen auch der Försterin die Thränen in die Augen, sie schloß und wuschte und wuschte.

Im Wohnzimmer war es dumpf, trotz der Matwärme draußen hielt man die Fenster sorgfältig verschlossen. Der Holzhaner war vorausgegangen. Aus der Nebenküche hörte man jetzt seine Stimme.

„Vater, der Herr Förster ist da!...“

Der Alte, den man auf seinen Wunsch mit dem Gesicht nach dem Fenster gebettet hatte — er saß fast aufrecht — wandte etwas den Kopf.

„Na, Herr Förster,“ sagte er — in seiner Stimme klang ein halbes Lachen — „sehen S', es geht halt an...“

„Unsum, Frank!... Unsum!... Was soll denn g'sehen?... Gar nichts geht an!...“

„Um!... Schaun's mich einmal an, Herr Förster!...“

„Was soll ich denn da seh'n?... Ein bißchen blaß seid's... weil Ihr den ganzen Tag nichts gegessen habt... Nicht wahr, Lene?...“

Die Försterin trat an die Seite ihres Mannes. Die Thränen flogen ihr auf, aber sie hielt sie. Sie sah das eingefallene, wächserne Gesicht des Alten, die Nase, die einem Messerrücken gleich, und die Augen, die ein Loch zu haben schienen. Aber sie sagte: „Wie der Förster sagt, Herr Frank, wie der Förster sagt...“

Der Alte that einen Humperer. Seine Stimme war ganz klanglos. „Eine Bitte hatt' ich halt... Wenn mich der Herr Förster einmal aus seinen Dosen schnupfen ließe...“

Gruber zog seine Dose, öffnete den mit geschliffenen Sprudelsteinen besetzten Deckel und reichete sie hin.

Der Alte griff mit seinen braunen, dünnen Fingern, die schier Klauen gleichen, hastig zu.

„Ja, eine echte Sandauer!... Da hält sich freilich der Tabak frisch!... stamm ja ein geladener Wagen darüber gehen, und es g'schieht ihr nichts...“

Er schnupfte, langsam, fast andächtig. „Guten Sampröl!... Wirklich was Gut's!... Wicedomine, was ganz Gut's!... Darf ich hernach noch einmal schnupfen, Herr Förster?“

„So viel Ihr wollt, Frank. Wenn's Euch nur schmeckt... Behaltet gleich die Dose...“

Der Alte nickte, blickte durch's Fenster und schloß dann halb die Augen. Die Frau des Holzhaners brachte dem Förster einen Stuhl, nachdem sie ihn mit ihrer Schürze schnell abgewischt. Draußen am Steige hörte man einige Hühner räumen.

„Als ich ein Bub war,“ hob der Alte plötzlich wieder an, und sein Blick war starr nach dem Schwarzholz gerichtet, wo die Flammen der sinkenden Sonne in die dunklen Kronen schlugen — „waren die erst Büsche nicht größer als ich... Jetzt kommen sie auch d'ran, wie... wir... Alte...“

Die letzten Worte kamen wie ein Geflüster, und

flüsternd, als spräche er zu sich selbst, fuhr er fort: „Damals hatte die Stadt noch einen kaiserlichen Bürgermeister und einen Magistrat . . . Wer brauchte zu derselben Zeit Holz? . . . Die Bauernbürger da heroben hatten noch alle Gemeinbewaldung. Die haben von keiner Steuer nichts g'wünscht und keinen Abgaben. A bisl Sackzins . . . a paar Hühner alle Jahr, das war Alles . . . Und das allmächtig viele Holz!“ — Er schwieg erschöpft, auf seiner Stirn zeigten sich kleine Schweißperlen; der Sohn strich sie mit einem Luche fort.

„. . . Aus den schönsten Klögern haben wir Schindeln g'macht . . . droben der Wickenfeller hat Kohlenbrenner g'habt . . . Wer g'wollt hat, hat Holz kauft, klein g'haut und in der Stadt verhäckelt . . . Arbeit hat's das ganze Jahr über geben . . . 's war a ganz andere Weis' . . . Kann sich der Herr Förster noch erinnern? . . .“
(Fortsetzung folgt.)



* * Das Ende. * *

Erinnerungen an die Kommune.

Nach G. Pelletan von J. Brod.

(Schluß.)

Zwei Tage später machte das gesammte technische, administrative und redaktionelle Personal des Journals „Le Rappel“ sowie sämtliche Einwohner des Hauses, in dem die Redaktion sich befand, den Leidensgang einer Kolonne von 800 Personen nach Versailles mit. Der Zug formierte sich an der Place Vendôme. Die Gefangenen wurden diesmal nicht gefesselt, sie marschierten in Doppelsonnen, Arm in Arm, den Hut in der Hand. In demselben Zuge befand sich auch ein bekannter Journalist des „Siècle“, Namens Depass, den man deshalb verhaftet hatte, weil er gegen die Beschimpfung der Gefangenen durch den Straßenpöbel protestierte. Auch viele Frauen gab es in diesem Zug. Es war ein fürchterlich heißer Tag, und der Zug machte nur einmal Halt, und zwar in Wille d'Oray, wo die Gefangenen Wasser tranken. Einer von ihnen blieb zurück, da er einen Bruch hatte. Nach der Regel mußten ihn seine beiden Seitennäher tragen, sie thaten dies, so lange sie konnten, hernach stützten sie infolge von Sonnenstich zusammen. Der Kranke wurde durch Kolbenstöße und Bajonettschläge so zugerichtet, daß Fesseln von seinem Körper herabhängten. Das war aber nicht etwa die Folge eines Zornesausbruches, sondern die kühl überlegte That der Soldaten, die nur ausführten, was der Unteroffizier kommandierte, welcher unaufhörlich rief: „Sü—bekt sie nieder, sü—bekt sie nieder.“ Einen Greis, der vor Erschöpfung nicht vorwärts kam, ließ der Unteroffizier an den Schweif seines Pferdes festbinden. Aber das Pferd, an eine solche Arbeit nicht gewöhnt, wollte nicht vom Fleck, es blieb darum nichts Anderes übrig, als den Alten im Straßengraben liegen zu lassen. Eine Droschke, die vorüber fuhr, nahm den Greis auf und brachte ihn unter Bewachung eines Fußjägers nach Versailles. Nachdem Wille d'Oray passiert war, begannen die Soldaten Scherze zu treiben. „Das sind aber schöne Schuhe,“ sagte der Eine, auf die Schuhe eines Gefangenen zeigend, „die werden bald mir gehören.“ Dieser „Scherz“ war blutig ernst gemeint, weil allen Erschöpferten die Schuhe von den Füßen gezogen wurden. Ein Anderer sagte: „O, nur Geduld, sehr bald wird Euch nicht mehr heiß sein, da werdet Ihr nichts brauchen.“ Unter diesem Spiel kam der Zug in Versailles an. Vor dem Gitter, beim Eingang in die alte Königsstadt, machte man Halt. Ein Offizier hielt eine Ansprache, nach der die Gefangenen niederknieten und den Mauern des Königsschlusses Abbitte leisten mußten.

Ein anderer Zug, der von Montmartre kam und dessen Gefangene gefesselt waren, hatte in seiner Mitte eine hochschwängere Frau, die jeden Augenblick ihre Niederkunft befürchtete. Sie erzählte, daß sie ihren kleinen Buben fortgeschickt hätte, einen Gang zu machen, und daß sie ihn, da er lange nicht zurückkam, suchen gegangen wäre. Auf der Straße fiel sie dann infolge der Aufregung in Ohn-

macht. Die Soldaten, die sie aufgefunden hatten, verhafteten sie, weil sie annahmen, daß die hochschwängere Frau „geschossen“ habe. So kam sie in den Zug. In Sèvres boten die Bewohner, von Mitleid bewegt, den Gefangenen Wasser. Diese stürzten sich wie rasend auf die Gefäße. Der Kommandant gestattete ihnen aber diese Erfrischung nicht und ließ die Wasserkrüge zerbrechen. In dem Augenblick, als der Zug in Versailles eintraf, hatte die erwähnte schwängere Frau ihre Hände frei bekommen; durch das Hin- und Herzerren waren die Fesseln locker geworden, und sie konnte, da sie als Weib zartere Hände hatte, diese aus der Schlinge befreien. Ein Jäger der Eskorte hatte dies jedoch bemerkt und verfehlte ihr mit seinem Säbel zwei Hiebe auf den Kopf, mit einer solchen Wucht, daß die Frau niederfiel, um nicht mehr aufzustehen.

In einem Kaffeehause an der Place Hoche in Versailles hatte sich ein Offizier gerührt, auf der Brücke vor Sèvres neun Nachzügler erschossen zu haben. Nach der Schilderung eines Gendarmen, der an der Eskorte eines Gefangenenzuges teilgenommen, erhielt diese letztere am Wege nach Versailles in dem Orte Asnières den Befehl, nach Paris zurückzufahren. Was aber mit den Gefangenen machen? Sie freilassen, war nicht gut möglich, weil sie Alle ausdrücklich als Kommunards bezeichnet worden. Die Eskorte wußte sich schnell zu helfen: sie ließ alle Gefangenen über die Klinge springen und ihre Leichen in einen Einschnitt am Bahnhof werfen.

In Versailles.

Der Einzug in diese alte Königsstadt gestaltete sich für die Gefangenen zu einer wahren Marter. Das ganze noble Paris lebte damals in Versailles. Die Allee, durch welche die Gefangenen gehen mußten, wurde gewöhnlich von der „Herrschaft“ als Promenade benutzt. Der Pöbel in Glacehandschuhen und seidernen Mäcken, das elegante Gesindel der Boulevards, die Bourgeoisjüngchen und noblen Juren, wie sie bei den Theater-Premieren und Wettrennen beobachtet werden können, kamen in die Allee, um die Gefangenen, die „Mordbrenner“, zu sehen.

Die Gefangenen waren nach dem stundenlangen Marsch, den sie durchgemacht, entweder ganz mit Staub oder, wenn es regnete, mit Straßenschmutz bedeckt. Den Meisten von ihnen hingen die Kleider in Lumpen herab; es hätte mit Wundern zugehen müssen, wenn es anders gewesen wäre. Halbverhungert, mit vor Angst und Schmerz verzerrten Gesichtern, seit drei Tagen nicht gewaschen, die Haare nicht geordnet, so kamen die Gefangenen in Versailles an. In zwei Drittheilen waren sie ganz unschuldig, das wurde später offiziell zugegeben. Kleinbürger, Beamte, Aerzte, Arbeiter, Frauen und Mädchen, oft ganze Familien, wie man sie in den Wohnungen gefunden, bildeten die große Mehrheit der Gefangenenzüge. Das hunderte aber die in der Allee angeammelten „aufständigen“ und gepukten Leute nicht, ein Mal über das andere zu rufen: „Welche Verbrechergesichter! Alle Laster kann man darin lesen!“ Der noble Pöbel hätte aber erst den Beweis erbringen müssen, daß er nach all' den leiblichen und seelischen Qualen, welche die Gefangenen durchgemacht hatten, anders ausgesehen haben würde. Die Gefangenen sahen nichts weniger als „kriegerisch“ aus. Die Zusammenfügung der Züge — hieß es in einem Abendblatt — machte einen sonderbaren Eindruck. Neben nur vereinzelt vorkommenden Nationalgardisten oder Feuerwehrlenten schritten Bürger, manche im Schlafrock, wie man sie in ihrer Wohnung eben angetroffen hatte; Frauen in eleganter Toilette, manche waren sogar defolletirt und trugen Schleppkleider; junge Frauen mit ihren Kindern, oft mit neugeborenen; daneben Proletarier beiderlei Geschlechts, in schmutzige Lumpen gehüllt. Auf diese eingeschüchterten und geängstigten Menschen stürzte sich nun die ehrenwerthe Gesellschaft. Die Weiber hieben mit ihren Sonnenschirmen, die Männer mit den Spazierstöcken auf die wehrlosen Gefangenen los; sie schämten sich nicht, den armen Gefesselten die Kopf- beziehentlich die Barthaare

auszureißen, sie zu ohrfeigen und ihnen in's Gesicht zu spucken. Diese Qualen hatten die Gefangenen durch die ganze, zwei Kilometer lange Allee zu erdulden. Fand sich unter dem „gebildeten“ Publikum ein Mann, der über die Mißhandlung von Wehrlosen empört war und dagegen protestierte, so lief er Gefahr, geliebt zu werden. Ein Redakteur des „Journal des Debats“, Herr Louis Ratisbonne, der die Insultierung der Gefangenen zu mißbilligen sich erlaubte, mußte von der Polizei durch Verhaftung vor dem wüthenden Pöbel geschützt werden. Aber so schnell seine Verhaftung, so langsam erfolgte dann seine Freilassung. Erst durch die Intervention eines bonapartistischen Journalisten gelang es ihm, die Freiheit zu erlangen. Ähnlich erging es einem anderen Journalisten. Namens Sanvestre, weil er sich eines Greises annahm, den ein Soldat deshalb mißhandelte, weil er nicht schnell genug vorwärts kam.

Der Zug, in welchem das schon erwähnte Personal des „Rappel“ sich befand, wurde in der empörendsten Weise mißhandelt. Die noblen Damen geberdeten sich wie besessen. Die Soldaten beschwichtigten sie wiederholt mit den Worten: „Beruhigen Sie sich, man wird den Kerlen gleich ihren verdienten Lohn geben.“ Um der wüthenden Masse irgend wie „Genugthuung“ zu verschaffen, mußten die Gefangenen niederknieten, wobei es Kolbenstöße und Säbelhiebe förmlich regnete. Beim Königsschloß angelangt, mußte die Kolonne abermals niederknieten „zu Ehren des Andenkens des großen Königs“. Einem Zug, in welchem mehrere Feuerwehrlente mitmarschirten, ging es ganz besonders schlecht, weil letztere „die Wasserspritzen mit Petroleum gefüllt hatten“. Die Soldaten hatten die größte Mühe, die Armen vor den wüthenden Bestien zu schützen. In dem Mummel trat ein Gefangener dieselbst einen Schritt aus der Reihe, die Menge schrie deshalb, er wolle sich flüchten; im nächsten Augenblick wurde er durch einen Bajonettschlag zu Boden gestreckt. Ein von Pelletan zitirter Bericht der Londoner „Times“ vom 29. Mai 1871 besagt Folgendes:

„Im Gefolge eines großen Gefangenenzuges von Arbeitern, Frauen und Kommunesoldaten kam auch ein Karren, in dem sich einige Verwundete befanden. Wenn sah ein Mann mit energischem Gesichtsausdruck, herausforderndem Blick, kühngeschwungener Nase und schwarzem Vollbart; er trug eine schwarzes Sammetjacket. Lächelnd und mit verächtlichem Blick maß er die wüthende Menge, als er auf einmal von einem Mädchen einen Schlag mit dem Schirm erhielt. Hierauf sagte er: „Ihr habt Courage, weil ich gefangen bin, wäre ich frei, kein Einziger von Euch würde es wagen, mir in's Gesicht zu sehen!“ Im nächsten Augenblick glaubte ich, die Menge werde den nuthigen Mann zerreißen. Die Soldaten mußten sich der Säbel bedienen, um der Menge das Opfer zu entwinden.“

Nach einem anderen Berichte desselben Blattes vom 23. Mai war ein Zug von gefangenen Frauen von der Menge mit Zurufen der beleidigendsten und manstündigsten Art empfangen worden. Eine Marfentenderin, die ein Käppi trug und eine Verdienstmedaille, die sie sich im Kriege erworben, an der Brust befestigt hatte, wurde von einer Dame ohrfeigt, so daß ihr das Käppi vom Kopfe flog; man riß ihr außerdem noch die Medaille von der Brust. Das so beleidigte Weib weinte bittere Thränen.

Nachdem das Spießruthenlaufen durch die lange Allee vorüber war, ließ man die Gefangenen zur Befriedigung des noblen Pöbels an der Place d'Armes sich niederlegen. Denn man zeigte der schamlosigen Menge die Gefangenen, wie man seltene exotische Thiere zu zeigen pflegt. Diese Schaustellung der Gefangenen schien die Zuschauer etwas milder zu stimmen, denn sie kamen Alle näher an die Gefangenen heran und stellten an Einzelne von ihnen Fragen. Der Anblick dieser Unglücklichen war, wie selbst erbitterte Gegner der Kommune zugeben mußten, ein himmelstreichender. Viele hatten die wundten Füße in Lumpen gehüllt und konnten sich kaum aufrecht halten.

Von Versailles wurde der Marsch nach Satory fortgesetzt. In Satory begannen die Qualen der Opfer von Neuem.

Im Lager von Satory.

Die vielen Tausend Gefangenen, die hierher gebracht wurden, mußten die entsetzlichsten Qualen durchmachen. Zuerst wurden die Kellerräume dieses Gebäudes, wo die Unglücklichen vor Gestank schier erstickten, gefüllt, die Andern wurden im Hofe belassen. Hier brachten sie Wochen hindurch Tag und Nacht unter freiem Himmel zu, jeder Bitterung preisgegeben. Die Kost bestand aus trockenem schwarzem Brot und Wasser, beides in ungenügenden Portionen. Am ersten Tage ihrer Unterkunft in Satory hatten die Gefangenen unter den sengenden Strahlen einer heißen Maijonne zu leiden, und kein Stückchen Schatten war im ganzen Hofe, das ihnen Zuflucht vor den heißen Sonnenstrahlen geboten hätte. Dazu kam noch, daß die meisten der Gefangenen keine Kopfbedeckung hatten. Als infolge alles dessen viele der Unglücklichen trübfinnig geworden, sagten die Polizisten, daß die Leute infolge des vielen Schnaps-genußes während der Herrschaft der Kommune betrunken wären. Das muß aber, bemerkt Pelletan ironisch, ein starker Schnaps gewesen sein, wenn der Marsch von Paris nach Versailles mit der mehr-tägigen Anwesenheit in Satory seine Wirkung nicht abschwächen vermochte. In Wirklichkeit sind die Leute verrückt geworden infolge der seelischen und körperlichen Qualen, die sie zu erdulden hatten. Die seelischen Qualen waren um so größer, als die meisten der Gefangenen ganz unschuldig waren, und ihre Verhaftung einer der vielen Tausend Zufälligkeiten jener schrecklichen Tage zuzuschreiben war. War aber bis nun, wo der Himmel heiter blieb, die Pein schon genug groß, um vielen der Gefangenen den Verstand zu rauben, so sollte es jetzt noch schrecklicher werden.

Am Donnerstag, den 25. Mai, jing der Himmel an, sich zu verdüstern; lange andauernde Regengüsse stellten sich ein, die den Boden ganz aufweichen; die Qualen steigerten sich bis zur Unträglichkeit. Tagsüber dem Regen ausgefetzt und Nachts in den durchdringenden dünnen Kleidern sich auf den aufgeweichten, sumpfigen Boden legen müssen, eine schrecklichere Pein kann man sich wohl kaum denken. Das Stroh, das zuerst am Boden ausgebreitet war, ward bald in den Schlamm getreten und bildete jetzt einen großen Mühlstein, und noch immer hielt der Regen an. Bei der Kälte, die infolge des langen Regens herrschte, war es den Gefangenen nicht möglich, zu schlafen; sie zitterten am ganzen Körper und ihre Zähne klapperten. Am Abend des ersten Regentages wurde den Gefangenen rücksichtslos befohlen, sich niederzulegen, da sonst geschossen würde. Und in der That feuerte der Posten in die Menschenmasse hinein, so oft Jemand, der nicht länger liegen konnte, aufstand. In dieser wahrhaftigen Hölle von Satory waren auch Frauen und Kinder eingewürgt; eine Frau sogar mit fünf Kindern, wovon eines ein Säugling war. Man stelle sich das Geschrei und den Jammer vor, wenn plötzlich Alles durch einen Schuß angebrochen wurde. Am Morgen des folgenden Tages machten die Gefangenen alle möglichen Körperübungen, um sich zu erwärmen. Nach dieser ersten Nacht wurden in den Mannern Schütz-gehäute durchgehoben und vor jeder derselben eine Kanone aufgestellt.

Ein Augenzeuge berichtet:

In der Nacht vom 27. Mai erreichten die Qualen der Gefangenen ihren Gipfelpunkt. In dieser Nacht ging über die Gegend von Versailles ein furchtbares Unwetter nieder. Der Himmel schien alle seine Schrecken gesammelt zu haben. Vom Sturm geschleift fiel der Regen auf die zitternden Gefangenen, denen die durchdringenden Fesseln am Leibe hielten. Der Boden verwandelte sich in eine Schlamm-see und machte die Lage der Gefangenen unträglich. Viele von den Unglücklichen hatten Anfälle von Fieberanfällen. In einem Kochtopfe liegen und bei Strafe des Erschießens sich nicht erheben zu dürfen! Viele erlitten Schaden an ihren geistigen Qualitäten, ihre Sinne trübten sich, was Wunder, wenn viele trotz des Verlustes in ihrem Wahnsinn von ihrem Lager aufstanden. Plötzlich wurden Revolutionen hörbar, die Schreie der Jungen an, Augen

zu speien; die Wache feuerte aus den Gewehren und Mitrailseifen auf's Gerathewohl in die Menschenmasse hinein. Das Heulen des Windes, der Donner, der Bliz, das Krachen der Gewehre und Kanonen, das Sammern der Verwundeten wechselte die ganze Nacht hindurch ab. Viele der Gefangenen standen auf und überschritten absichtlich die Grenze ihres Lagers, um erschossen zu werden. Erst als es Tag wurde, konnte man die Leichen zählen. Wie viele der Gefangenen hier den Tod gefunden, ist nicht ermittelt worden, aber nach verlässlichen Berichten sollen es, gering angeschlagen, dreihundert gewesen sein. Um den feigen Mord, begangen an wehrlosen Gefangenen, zu beschönigen, wurde die Lüge verbreitet, in Satory wäre eine Gefangenerevolte ausgebrochen.

Wie in Satory, so erging es den Gefangenen auch in den anderen Gefängnissen von Versailles; überall wurde in die Menschenmasse hineingeschossen, wenn sie sich „unbottmäßig“ zeigten. Die Frauen waren der Luft der Soldaten preisgegeben und mußten sich von diesen visitiren lassen; dabei wurde ihr Schamgefühl in der empörendsten Weise verletzt. Eine junge Parisierin soll beim „Visitiren“ oft ohnmächtig geworden sein. Dieser Pein waren Frauen unterworfen, die, ohne im mindesten an der Kommune theilgenommen zu haben, zufällig in ihren Wohnungen oder in der Straße ohne jeden Grund verhaftet worden waren. Nicht einmal in den barbarischen Kämpfen der antiken Welt sind die Sieger mit den Besiegten so verfahren, wie im Jahre 1871 Franzosen gegen Parisierinnen. Die Gefangenenaufsichter behandelten die Gefangenen gleich exotischen Thieren, indem sie dieselben den neugierigen Damen und Herren, die in's Gefängniß Einlaß erhielten, zeigten, wie man in der Menagerie ein seltenes Thier zu zeigen pflegt. Die Herrschaften machten ihre Bemerkungen über diesen Mann und jene Frau und entfernten sich dann, um anderen neugierigen Platz zu machen. Die Gefangenen mußten sich diese empörende Neugier gefallen lassen.

Einmal in dieser Beziehung ist die Schilderung von Miffie Parent.

Als Miffie Parent mit einem Gefangenenzug in Versailles angelangt war, wurde er provisorisch in einem kleinen Zimmer des Schlosses untergebracht. Der Pöbel in Seidenhüten war ihm unter fortwährenden Beschimpfungen bis zum Schloß gefolgt. „Plötzlich“ — erzählt Herr Parent — „öffnete sich die Thür, und eine Gruppe feingekleideter distinguirter Damen und Herren trat ein. Im ersten Augenblick dachte ich an ein Verhör, aber zu meinem größten Erstaunen bewegte sich die Gruppe um mich herum, mich mit neugierigen Augen betrachtend, um sich dazu zu entfernen, nachdem die Herrschaften in leiser Tone allerlei Bemerkungen, die ich nicht hören konnte, über mich gemacht hatten. Dieser Gruppe folgte dann eine zweite, dritte usw. Durch diese fortwährende Belästigung gereizt, wollte ich mir Klarheit verschaffen über das räthselhafte Gebahren der Leute, als ich bemerkte, daß ein Mann, offenbar eine höherstehende Persönlichkeit, die sich an keine Instruktion zu halten brauchte, immer hinausging, um seine Freunde und Bekannten zu holen, die mich dann in aller Gemüthlichkeit musterten. Dann sah ich ihn noch einmal hinausgehen und gleich darauf in Gesellschaft einer alten Frau zurückkehren, welcher er gelangt den Arm reichte und in meine Nähe führte. Ohne viele Umschweife setzte die alte Dame ihr Sorgnon an die Nase und bejaht mich von oben bis unten mit Gemüthsbrot und Genanigkeit, als hätte sie ein Möbelstück oder einen Kleiderstoff kaufen wollen. Als sie glaubte, mich genug betrachtet zu haben, wendete sie sich an ihren Begleiter und sagte im ruhigen Tone von der Welt:

„Ganz das Aussehen eines Strolchs, nicht wahr, mein Schatz? Ganz und gar, ganz und gar.“

Ich hätte darüber lachen sollen, oder die Leute bedauern, das wäre die beste Antwort gewesen; allein man denke, in welcher Geistesverfassung ich mich zu dieser Zeit befand, an die Gemüthserschütterungen, die ich seit meinem Eintritt in Versailles durchgemacht hatte, und man wird begreifen, wenn ich, unfähig, mich länger zu beherrschen, blaß vor

Aufregung, in drohender Haltung auf den Marz ging und laut sagte:

„Wenn Sie mich noch einmal in dieser Weise beleidigen, zerhacke ich Ihnen mit dem Säbel den Schädel.“

Die Geberde, mit der ich diese Worte begab, haben mag, war von solcher Art, daß Beide entsetzt davonliefen, ohne sich umzuschauen. Der Polizeagent, der mich zu überwachen hatte, war in einem Winkel des Zimmers eingeschlafen; auf die Hilfrufe der alten Frau wachte er auf, ohne sich die ganze Erklärung zu können.“

Diese Neugier der noblen Welt manifestirte sich jeden Tag bei den verschiedensten Anlässen. Bei der Einwaggonirung der Gefangenen, die für die Kriegsschiffe bestimmt waren, zeigte sie sich ebenfalls. Die Gefangenen wurden vor dem Gitter, das die Station von der Straße schied, Seffel aufgestellt, so daß das gebildete Publikum sitzend zuschauen konnte, wie die „widern Bestien“ von Paris einwaggonirt wurden. Die Einwaggonirung war aber auch sehr interessant, denn die Gefangenen wurden in Viehtransportwagen gesteckt, daß sie, zusammengepackt wie die Perle während der 24stündigen Fahrt zu den Pontons in schrecklichsten Qualen auszusetzen hatten. Wenn die Gefangenen, die schier erstickten, während des Aufenthaltes auf kleineren Stationen Lärm machten, gegen die Behandlung protestirten, wurde die Thüre etwas weggeschoben und durch den Spalt in den Menschenhaufen hineingeschossen. Fünfzig Schüsse wurden in dieser Weise in die Waggonen abgefeuert. Die Wirkung dieser Schüsse auf die Gefangenen kann man sich vorstellen. Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß die Gefangenen in ihrer überwiegenden Mehrheit an der Kommune nicht den kleinsten Antheil nahmen; ihr Verbrechen bestand einzig und allein darin, daß sie Arbeiter waren.

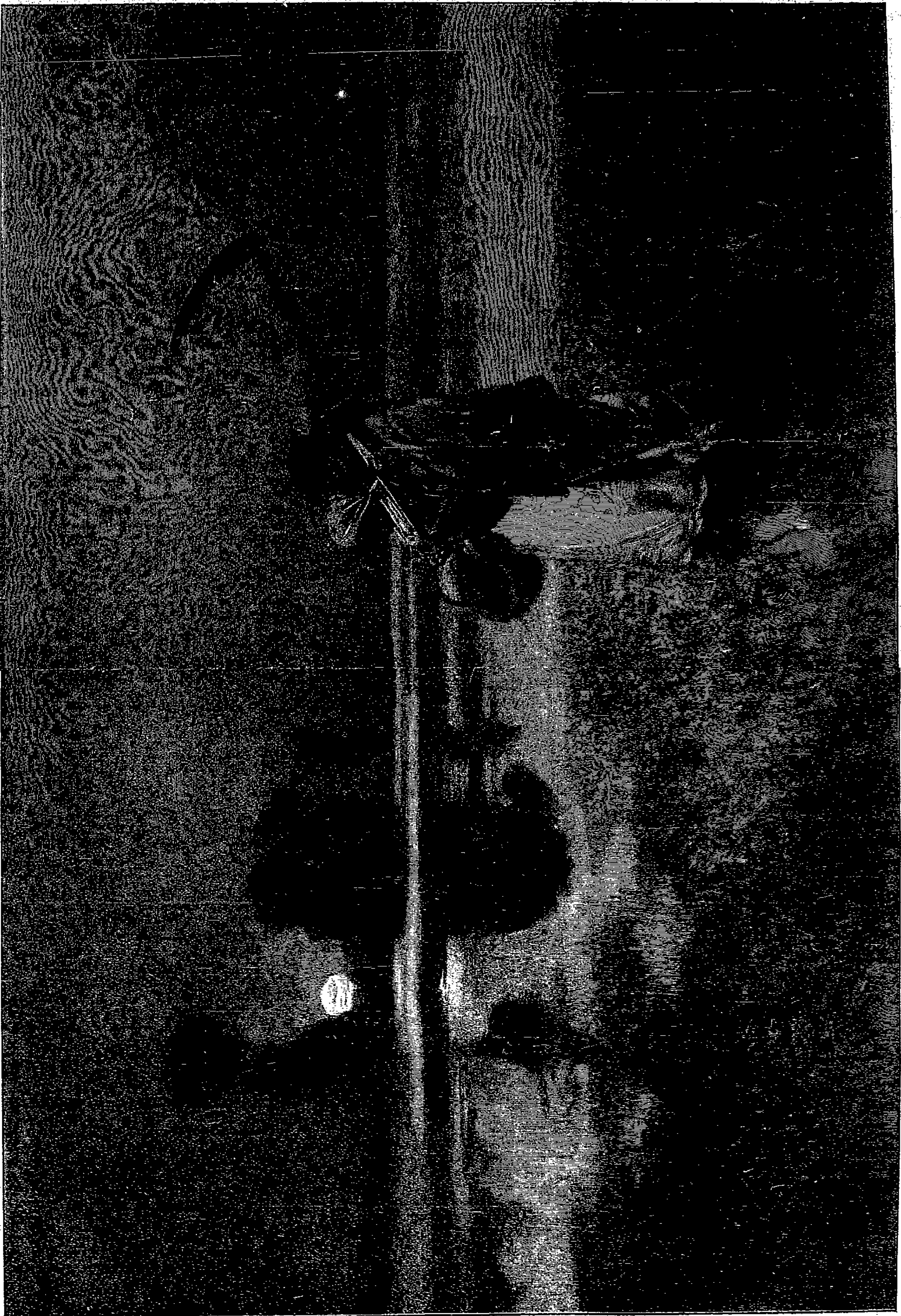
Bei den Glasarbeitern des Jhergebirges

Von Max Winter.

Das Land zwischen der Meise und Jher ist eigen- thümlich schön. Meist ist es lieblich, hier und dort nur, an einem zu Thal stürzenden Wasserlauf, wird die Natur wildprächtiger. Mächtige Wälder bedecken die Hügel, auf die ein Gigant die Granitblöcke geworfen hat, die sich seiner Pflugschaar entgegenstellten, als er die tiefen Furchen in das Land zog, die heute in dieser buckligen Welt die Querthäler darstellen. Hügel und Thäler gehen allmählig in Mittelgebirge über. Thal auf, Thal ab! Und in jedem Thal ein Wasserlein, das von den Höhen herabgesprungen kommt, um sich mit den Hauptläufen zu vereinen: mit der Meise, der Jher und dem größten Bach des Landes, der schönen Kammthale oder Kammthale wie die Schleier sagen. Ehe die Achen aber ihre plätschernden Wasserläufe ganz überlassen werden, zwingen sie die Menschen in ihren Dienst.

Dem Bachlauf entgegen steigen wir zur Höhe. Da, wo der Hang steiler wird und sich die Tropfen milliarde förmlich überläßt, sehen wir lustige Häuschen hingebaut, mit gläsernen Fronten. Fenster und Fenster und dazwischen schmale Wandrippen aus Holz. Ueber dem Parterre zumeist ein Dachstuhl mit kleinen Fenstern. Der Hang hinauf steigt so an dem Wasserlein Haus um Haus, und gut Du fürwichtig durch die Scheiben, so siehst Du drinnen im Staube Menschen sitzen, die förmlich eins sind mit den Holzmaschinen vor ihnen. Es sind die Glaschleifer mit ihren Radstühlen, und die so lustig hingebauten Holzhäuschen mit den gläsernen Wänden sind die typischen Schleiermühlen.

Die Glaschleifer sind ein Glied der großen Arbeiterfamilie des Jhergebirges, die alle die taufel- und abertausend verschiedenen Erzeugnisse der Glaskurzwaaren-Industrie des Jhergebirges herbeibringt, die zuerst das pulverisirte Gemenge von Kieselsäureverbindungen Kalk und Alkali, aus welchen Stoffen sich das böhmische Krystallglas zusammen- setzt, durch die Kraft des Feuers zur Schmelze bringt, die dann aus der weißglühenden flüssigen Glasma-



Feierabend. Nach einem Gemälde von Otto Stritzel.

die Halbprodukte: Stangen, Pressungen, Hohlstengel und Gebläse aller Art, herstellt, und die dann weiter aus diesen Halbprodukten die vieltausendfach verschiedenen kleinen Glasfächer preßt, bläst und schleift.

Der Mittelpunkt dieser Industrie ist Gablouz. Das nordlich rauhe Gablouz, mit seinen Bergen und Hügeln, fast selbst ein Gebirge, beherbergt Tausende fleißiger Menschen. Man braucht nicht lange zu suchen. Jedes Haus bietet ein Bild regen Gewerbetreibenden, der oft nicht den Schweiß lohnt. Stille Kontraste auf Schritt und Tritt! Große Räume in prunkvollen Kaufmannspalästen, vollgepfropft mit Waaren, die zur Verfertigung in alle Weltgegenden bestimmt sind — lauter Waaren, an denen das Blut der Glasarbeiter fließt; in diesen Räumen gut gekleidete, aber schlecht bezahlte kaufmännische Arbeiter, Banker, Kommiss, Schreiber, Buchhalter und „Käufer“, meist junge Menschen, die vor ihren Chefs in's Gebirge entsendet werden, um dort mit allen Listen und kaufmännischen Feinheiten die Produzenten „rumzukriegen“; im Erdgeschloß Gürtlerwerkstätten; im Hinterhaus kleine, theure, überfüllte Wohnungen, in denen die Frauen neben ihrer häuslichen, auch noch eine hausindustrielle Tätigkeit entfalten. Sie sitzen Simulstühle in Gattinperchakuchen ein. Das ist eine Vorarbeit für den Simulstuhler, der die Steinchen dann auf der freigebliebenen Seite mit einer Metallschicht überzieht. Durch den Metallbeleg werden aus den wasserhellen Drüpfsteinen erst die Gürtlerdiamanten. Eine andere Tätigkeit der Frauen ist die „Faserei“. Sie fassen die funkelnden Steinchen für die Gürtler in die Schmuckgegenstände; Andere nähen wieder Knöpfe auf Kartons, und nicht allzu selten sieht die Frau mit ihrem Manne, oft auch mit ihren Kindern am Werkisch und schafft fleißig mit, um eine Erhöhung der Einkünfte zu erzielen. In allen diesen Wohn- und Arbeitsräumen hat sich das Glend eingemietet. Es ist ein freudloses, nur der Arbeit gewidmetes Dasein, ohne fremdliche Ausblicke in die Zukunft — das diese Menschen in den Hinterhäusern der Millisandstraße dahinschlendern. Neben ihnen leben warm und wohl in behaglichen Familien-

häusern die Gablouzer Millionäre, die Besitzer der Exporthäuser, die das Verbindungsglied zwischen den Erzeugern der vielen Tausende verschiedener Glasfabrikate und dem Weltmarkt sind, der diese glänzenden, glühenden, gleichenden Waaren stark begehrt. Es giebt keinen Kontinent, mit dem Gablouz nicht in Verbindung wäre. Wie ein Spinnennetz laufen die Fäden auseinander und ineinander, die die Exporteure von dem Mittelpunkte Gablouz um die ganze Welt gezogen haben. Die Pariser Modedame hängt ihrn Leib ebenso mit Waaren der Gablouzer Exporteure, wie die Hottentotten, wie die Amazonasländer, wie die Kreiswohner von Sanibar, wie die Töchter Jubiens, und die reichen Amerikanerinnen hängen die ihren Geschmack angepassten Modestücken nicht minder, als es die Herrenknechte thun, oder die schlüssigen Chinesinnen, oder der Gipsarbeiter unbekannter Welttheile, der sich des glänzenden Glasgoldes bedient, um die Freundschaft der Wilden zu erlangen. Perlen, Armbänder, Serviettenringe, Knöpfe und Traversenknöpfe, Luftschlange, Rosen und Trüffelwerk, fein geschliffene Flakos, Röhren und Glasperlen, Schmuck und Dreschen, Strohgriffe und Uhrketten, Hut- und Anzweitemachen, Reibstoffs und spitze Einjen, Gürtel- und Hübschungen — was ist da in den Regalen der großen Exporthäuser nicht aufgeschichtet, in allen Farben, in allen Formen, von der mit jedem Auge kaum wahrnehmbaren Schmelzperle bis zur mehrfachen Kasse! Und alle diese tausendfachen Mittel, konnten sie die Geschäfte ihrer Herstellung erzielen, was wären das für kostbare Geschäfte! Die viel Plage und Sorge, wie viele Kunstfertigkeit und erfindungsreiche Gehe, wie viel Enttäuschung und Entschagung, wie viel Kämpfe und Mühe, wie viel unglückliche Verzweiflung und wie viel Tüde und Kriecherei, wie viel Glend, wie viel des großen Glendes der arbeitenden Menschheit haben sie geschaut.

In Gablouz laufen alle Straßen des Gebirges zusammen, alle Straßen, an denen die oft recht arbeitsamen Häuser liegen, wo die meist hausindustriellen und hausgewerblichen Arbeiter der Glasfabrikanten-

industrie von früh bis spät hinter dem Arbeitstisch, in glühender Hitze beim Druckofen oder beim Schleifstuhl sitzen. Ueber Gablouz müssen auch Viele wandern, wenn sie sich in den Glashütten das Rohmaterial, besser die Halbfabrikate beschaffen wollen. Von Belang für die Industrie sind nur die sieben großen Glashütten der Firma Niehl, die die Glasfächer und Glashohlstengel erzeugt, denen man auf einer Wanderung durch die Arbeitsstätten des Hergewirges auf Schritt und Tritt begegnet, und auch die Pressungen, aus denen Serviettenringe und die prächtigen Gebläse der Flaconindustrie gemacht werden.

Die größte Hütte ist in Polann. Treten wir in ihr Inneres und sehen wir den Glasmachern bei ihrer Arbeit zu. Gleich beim ersten Ofen der Hütte sehen wir die Rohproduktion der Serviettenringe in ihrer gegenwärtig vollkommensten Form. Es ist ein gewöhnlicher Wechselofen. Im Zentrum des ringförmig angelegten Ofens glüht in den Häfen das über Nacht geschmolzene Glas. In der Mauer, die den Brand umgiebt, sind Öffnungen, vor denen je ein Glasmacher seinen heißen Arbeitsplatz auf der etwa ellenhohen Arbeitsgalerie hat, die um den Ofen herum angelegt ist. Die Galerie ist etwa 2 Meter breit. Da oben stehen die braunhäutigen Glasmacher. Ihre Gesichter sind hochgeröthet. Dicke Schweißperlen tropfen zu Boden. Die Glasmacher sind beständig einer Hitze von 40 bis 60 Grad ausgesetzt: 40 Grad am äußeren Rand der Galerie, wo sie die weichen Glasklumpen mit Scheeren, Zangen, Glättelchen bearbeiten, wo sie die Hohlglasfächer durch die Pfeifen aufblasen oder die glühenden, weichen Glasklumpen, die Klautsche, in die Formen pressen; 60 Grad und noch mehr, wenn sie vor der Ofenöffnung stehen und die Pfeife, an deren Spitze der Klautsch klebt, im Brande drehen.

Es ist 7 Uhr Morgens. Am Morgen, so lange das Glas noch weich ist, werden nur kleinere Sachen gemacht. Erst mit dem fortschreitenden Tag werden immer größere und größere Stücke aus der glühenden Masse gefertigt, die in den Häfen unter dem Einfluß einer Hitze bis zu 1000 Grad immer mehr verhärtet. In den kleineren Hütten, den sogenannten Kompositivhütten, die man ringsum im Land trifft, die für die Produktion aber kaum in Betracht kommen, währt ein „Brand“, so heißt der Schmelzprozeß des Glases, 24 bis 28 Stunden. Dann erst wird das geschmolzene Glas in den Häfen langsam abgekühlt und verhärtet. In den großen Glashütten erkalten die Ofen nur dann, wenn an ihnen eine Reparatur nötig ist. Die Siemens-Ofen der Niehl'schen Hütten werden Abend für Abend frisch gefüllt, das heißt, es werden am Abend immer die mit dem Gemenge von Kieselsäureverbindungen und zumeist Alkali und Kalz als Basis gefüllten Häfen frisch eingestellt und über Nacht geschmolzen.

Am Morgen wird das in den Häfen geschmolzene Glas sofort verarbeitet, während in den Kompositivhütten das Glas erst verhärtet muß, dann ausgebrochen und am offenen Feuer wieder stückweise verarbeitet wird. Der unvollkommene Kleinbetrieb braucht also doppeltes Feuer.

Unser Glasmacher preßt sogenannte „Napf“, ringartig eingedrehte Napfe, die in den Serviettenringherstellereien weiterverarbeitet werden. Aus jedem „Napf“ werden vier Ringe gepreßt und geschliffen.

Der Glasmacher steht an der Maueröffnung, durch die dem Beschauer ein Blick in den Bauch des Glasofens gewährt wird. Die Luft da innen ist glühend, roth, blendend. Das Auge schmerzt, wenn der Blick direkt in das Gluthmeer gerichtet ist, und wir stehen doch 8 Schritte davon entfernt. Der jenseitige Mensch da oben aber, der hart an der Leinwand steht, aus der die glühenden Luftwellen heranschlagen, dreht hartig die Pfeife im „Brand“ — Stunden lang; dann nimmt er die etwa 2 Ellen lange Stange heraus. An der Spitze ist ein kleiner, rothglühender, gerundeter Knopf . . . glühendes Glas. Er macht 2 Schritte an den Rand der Galerie und „schneidet“ das Glas auf seiner Arbeitsbank. Er brückt es mit einem Glättelchen, rückt es in einer Holzform, die er vorerst mit Wasser beschichtet, oder er fährt auch mit seiner nassen Hand über die glühende Masse, er zwick das Glas

mit Zangen und zwick unreine Theilchen mit einer Scheere ab. Das Wasser verdunstet rasch. Ein fortwährendes Zischen begleitet die stinke Arbeit. Dampfwolken steigen auf. Nun rasch nochmals in den Brand und dann in die Form, die der Gehülfe schon geöffnet und geblät hat. Der Glasmacher senkt die Pfeife in die Form. Ein Druck, und das Stück ist fertig. Während er zur nächsten Pfeife langt, die schon vorher mit dem angewärmten Klautsch dem Brand ausgesetzt war, kommt ein Junge, der mit einer langen Stange den „Napf“ nimmt und ihn in den „Kluthofen“ trägt. Die fertigen Stücke müssen langsam abkühlen. Um dies zu erzielen, werden sie von den Jungen mittelst der langen, an der Spitze mitunter gegabelten Eisenstangen in Häfen geschichtet, die an der Rückwand des Kluthofens derart liegen, daß der offene Rand des Hafens nach außen gekehrt ist. Vor den Häfen lodert ein mächtiges Holzfeuer. Meterlange Scheiter brennen unter großer Rauchentwicklung auf dem offenen Gluthaufen. Anderswo schlägt der Qualm in die Hütte und erfüllt den geschwärtzten Raum mit fast unerträglichem Luft. Hier sorgt eine einfache, wenig kostspielige Vorrichtung dafür, daß die gequälten Arbeiter nicht auch noch dieser Gefährdung ihrer Gesundheit ausgesetzt sind. Ueber den offenen Kamin ist ein großer Trichter gestülpt, der in einen blechernen Rauchzug mündet. Die Blechröhren führen bis zum Hüttendach, dessen First durch einen offenen Luftkanal erjert ist. Durch diesen Spalt lugt zuweilen ein Streifen hellen Sonnenlichts in die heiße, schwarze Hütte, in der vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißige Menschen ihre Dasein verbringen: die männlichen Meister — auch einige Granbärte sind darunter — die jugendhaften Gehülften und die kaum der Schule entwachsenen Knaben, die „Jungen“, die so lange Stück um Stück in den Kluthofen tragen müssen, bis für einen von ihnen ein Gehülftenposten frei wird. Da giebt es kein eigentliches Lernen. Wer das Geschick und die Widerstandsfähigkeit des Körpers hat, um fortwährend in solcher Hitze mit glühenden Glaskörpern zu hantieren, der wird Gehülfe und später wohl auch Meister. Die Wenigsten aber kommen bis zu diesem Ziel. Die Meisten fahren noch in jüngeren Jahren von der heißen Hütte in die kalte Grube . . .

Wir werfen noch rasch einen Blick in den Kollergang, wo das Material zur Glasmelge gemahlen und dann unter großer Staubentwicklung in offenen Trögen gemengt wird. Dies ist eine besonders ungesunde Beschäftigung, bei der der Arbeiter noch jeder Schutzvorrichtung entbehrt.

In der Sprengerei, wo die Deckelgebläse von den Glasgefäßen abgesprengt werden, beenden wir unseren Rundgang und wenden uns der unweit daran gelegenen Ziehütte zu. Diese besteht aus einem quadratischen Hauptraum mit zwei laugestreckten Seitenflügeln, die, wagerecht an dem Hauptraum angebaut, eine 180 Meter lange, geradlinige Bahn, die sogenannte Zugsbahn bilden. Eben als wir durch eine Seitenthür in den Gang treten, schießt ein kleiner, dem Aussehen nach kaum 14-jähriger Junge in schnellem Lauf an uns vorüber. In der Rechten hält er, mit der Spitze gegen den Boden, eine Pfeife, von der ein birnenförmiger Klautsch sich in eine schier unendliche Glaslinie verliert. In Weiterzügen wird der Klautsch immer kleiner und kleiner, bis endlich fast das ganze glühende Glas bis auf ein kleines Perlschen von der Pfeife gezogen ist. Athemlos langt der Springer am Ende der Bahn an. So heißen nämlich diese armen Jungen von denen immer 10 bis 15 ausprobirt werden müssen, bis einer kräftig und doch auch behend genug ist, diese Arbeit auszuhalten. Nach einer beiläufigen Berechnung muß so ein Junge täglich 9 Kilometer in Lauffschritt und ebenso viel im Gilmarsch zurücklegen. Die Zungen und Beine der Jungen müssen kräftig sein, wenn sie diese Anstrengung aushalten wollen. Der Lohn der Springer beträgt Kr. 10 (M. 8,05) in der Woche — ein hoher Lohn im Vergleich zu den Löhnen, die hausindustrielle und kleingewerbliche Arbeiter im Afford erscheiden können. (Fortf. folgt.)

Tschelkasch.

Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von H. Scholz.

(Fortsetzung.)

Tschelkasch spuckte verächtlich aus und wandte sich ab. Der Andere aber fuhr wie im Selbstgespräch fort:

„Jetzt geht mir's nicht zum Besten . . . Der Vater ist todt, die Mutter alt, die Wirtschaft klein und der Acker ausgezogen — was kann man da groß anfangen? Leben muß man doch mal — aber wie? Erst dacht' ich: Gehst als Schwieger-sohn in ein besseres Haus. Ja, wenn der Schwiegervater das Tochtertheil gleich auszahlen wollte — aber thut er's denn? Da soll man sich nun Jahre lang für ihn schinden . . . bedank' mich schön dafür! Wenn ich so'n anderthalb Hundert Rubelchen zusammenzuschaffen könnte, das wär' was Anderes! — Da könnt' ich mich schon auf die Hinterbeine stellen! Ich sagte einfach: Willst Du der Marfa ihr Theil auszahlen? Nicht? Auch gut, 's giebt Gott sei Dank noch mehr Müdeln im Dorfe! Dann wär' ich 'n freier Mann, siehst Du!“ Er seufzte tief auf. „Aber so! Was bleibt mir weiter übrig, als zu ihm in's Haus zu zieh'n? . . . Wollt' mir am Kuban ein Stück Geld machen — zwei-, dreihundert Rubel, dacht' ich, wirst Du schaffen — ja, hat sich was! 's ist schief gegangen . . . Jetzt heißt's einfach: Geh unter die Schwieger-sohne — werd' Tagelöhner . . . he . . .“

Der junge Bursche blickte förmlich finster drein, so traurig schien ihm das Loos eines Schwieger-sohns. Tschelkasch hatte, während Jener sprach, in stillem Nachdenken dagehessen und fragte nun:

„Wohin willst Du jetzt?“

„Wohin ich will? Nach Hause, das kannst Du Dir doch denken!“

„Das kann ich mir garnicht denken. Ebenso gut könntest Du nach der Türkei wollen . . .“

„Nach der Türkei?“ fragte der Bauernbursche erstaunt. „Was für'n Einfall! Wer geht denn dahin von den Rechtgläubigen?“

„Bist doch 'n zu dummer Kerl,“ sagte Tschelkasch ärgerlich und wandte sich von ihm ab. Der Ausdruck dieses naiven Jungen weckte in ihm allerhand Erinnerungen, die ihm jetzt, bei der Erwägung seines nächtlichen Planes, nur störend sein konnten. Der gescholtene Bursche sah ihn von Zeit zu Zeit unsicher an — er hatte eine unklare Empfindung, daß seine Beziehungen zu diesem zerlumpten Kerl noch nicht abgebrochen waren.

„Du, Fischer,“ begann er nach einer Weile zu Tschelkasch, der nachdenklich dasaß und leise vor sich hin pff — „bist Du oft so betrunken?“

„Hör' mal, Milchkalb,“ verjette Tschelkasch plötzlich, ohne auf seine Frage zu achten, „möchtest Du heute Nacht mit mir zusammen arbeiten? He? Sag's schnell!“

„Was denn arbeiten?“ fragte der Bursche mißtrauisch.

„Na, was man Dich heißt . . . Fische wollen wir fangen . . . Du sollst rudern . . .“

„Warum nicht? Mir ist's recht. Das heißt . . . wenn ich dabei nicht in die Patzche komme . . . 's scheint mir nicht ganz gehener in Deiner Gesellschaft . . .“

Tschelkasch spürte ein Würgen in seiner Brust. „Hör' mal, Du Schwäger, nimm Dich in Acht!“ flüsterte er böse. „Kannst sonst was über'n Schädel kriegen, daß Dir Sehen und Hören vergeht!“

Er war aufgeprungen und fuchtelte mit der geballten Faust dem Anderen unter der Nase herum. Auch dieser hatte sich erhoben, und sie maßen einander schweigend.

Tschelkasch war wüthend über die Redheit dieses Jungen, der ihm solche Dinge zu sagen wagte. Er haßte ihn förmlich um seiner unschuldigen blauen Augen und seines frischen, sonnenverbrannten Gesichtes willen — namentlich aber darum, weil Jener ein Seimatshsdorf und ein Vaterhaus darin hatte, und weil er, der unschuldige Knabe, gleich ihm die Freiheit zu lieben wagte, ohne ihren Werth auch nur zu begreifen.

Der Bauernbursche blickte immer noch auf Tschelkasch, in dem er den Herrn zu fühlen begann.

„Ich hab' ja . . . nichts dagegen,“ begann er, „ . . . bin nicht abgeneigt. Such' ja eben Arbeit. Ob's bei Dir ist oder bei 'nem Anderen . . . mir ist's gleich. Ich meinte nur, Du siehst mir so garnicht . . . nach Arbeit aus, viel zu . . . schäbig. Ich weiß wohl, 's kann Jedem 'mal so gehen . . . wie viel Trinker hab' ich schon gesehen . . .“

„Na, schon gut, schon gut. Bist also einverstanden, was?“ fragte Tschelkasch, schon um Vieles milde.

„Abgemacht — topp! Was für 'nen Lohn zahlst Du?“

„Das richtet sich nach der Arbeit . . . wie der Fang ausfällt. Fünf Rubel können's werden. Hast verstanden?“

Nun, da es sich um Geld handelte, erwachte wieder das häuerische Mißtrauen in dem Burschen.

„Das ist mir nicht sicher genug,“ meinte er — „ich lieb' den Sperling in der Hand . . .“

„Laß gut sein, schwach' nicht,“ schnitt Tschelkasch ihm das Wort ab, „wollen in die Schenke drüben gehen!“

Sie schritten neben einander her über die Straße — Tschelkasch mit der überlegenen Miene des Gebieters, seinen Schnurrbart streichend, und der junge Bauer mit dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, sich unterzuordnen, jedoch zugleich voll Furcht und Mißtrauen.

„Wie heißt Du denn eigentlich?“ fragte Tschelkasch.

„Gawrila,“ verjette der Andere.

Als sie in die schmutzige, verräucherte Schenke eingetreten waren, ging Tschelkasch an den Schenkstisch heran und bestellte im vertraulichen Tone eines Stammgastes Kohlsuppe, Bratfleisch, Thee und eine Flasche Branntwein.

„Schreib Alles an!“ sagte er zum Wirth, worauf dieser mit dem Kopfe nickte.

Gawrila bekam einen ganz gewaltigen Respekt vor seinem Arbeitgeber, der trotz seines stolzmäßigen Aussehens doch so viel Ansehen und Kredit genoß.

„Jetzt wollen wir erst mal 'ne Mahlzeit halten und 'n bißchen vernünftig reden,“ sagte Tschelkasch. „Setz Dich so lange hin — ich hab' mir noch einen Gang vor.“

Er ging hinaus. Gawrila sah sich in der Schenke um — einer dunklen, feuchten Kellerpeluke, die ganz nach schlechtem Branntwein, Tabaksdunst, Rauch und anderen scharfduftenden Substanzen roch. Gawrila gegenüber saß an einem zweiten Tisch ein betrunkenen Matrose mit rothem Bart, von Kohlenstaub und Theer ganz geschwärzt. Er brummte ab und zu, von einem Schlucken unterbrochen, ein Lied vor sich hin, dessen Text aus seltsam abgerissenen Zisch- und Kehllauten zu bestehen schien. Er war offenbar kein Russe. Hinter ihm saßen zwei schwarzhaarige, sonnenverbrannte Wolbauerinnen in zerlumpten Kleidern, die gleichfalls mit trunkenen Stimme ein Lied krächzten.

Noch weitere Gruppen, ebenso betrunken, ebenso lärmend und abgerissen, tauchten im dunklen Hintergrund der Schenke auf.

Gawrila hatte ein peinliches Gefühl der Dichtigkeit, als er so allein mitten in dem wüsten Schenkentlärm dasaß. Es war, als wenn ein ungeheures Thier, das vergebens aus der Ungitterung seines Klaffens zu entkommen suchte, sein wüthenbes Brillen hören ließ. Gawrila wünschte im Stillen, daß Tschelkasch recht bald wiederkommen möchte. Ein heraufschender, schwerer Dunst legte sich auf sein Hirn und ein Nebel umzog seine Augen.

Tschelkasch kehrte zurück, und sie begannen unter heiteren Gesprächen zu essen und zu trinken. Beim dritten Glas wurde Gawrila betrunken. Er machte den Versuch, seinem Zechstumpen, der ihn so vorzüglich bewirthete, irgend etwas Angenehmes zu sagen. Aber seine Zunge war bereits schwer ge-

worden, und er vermochte die Worte nicht mehr herauszubringen. Tschelkasch sah ihn mit spöttischem Lächeln an und sagte:

„Bist Du aber 'n Kerl! Hat kaum fünf Gläschen gekrunken und ist schon im Thran! Wie willst Du denn jetzt arbeiten?“

„Keine Angst, Bruder, 's wird schon werden!“ stammelte Gawrila. „Ich . . . ich hab' Dich so gern . . . komm, gib mir 'nen Kuß!“

„Seht mir doch den Jungen an . . . Da, trink noch mal!“

Gawrila goß noch einen tüchtigen Schluck hinter und war bald so weit, daß ihm Alles ringsum in gleichmäßigen, wellenartigen Bewegungen zu schwanken schien. Sein Gesicht nahm einen albern-schwärmerischen Ausdruck an, er versuchte zu sprechen und brachte doch nur ein lächerliches Gestammel über die Lippen. Der Lärm der trunkenen Gäste koste immer noch weiter; nur der rothbärtige Matrose war auf seinem Platze eingeschlafen.

„Na, laß uns gehen,“ sagte Tschelkasch und erhob sich.

Gawrila versuchte aufzustehen, war jedoch nicht mehr im Stande dazu, und begann blöde vor sich hin zu lächeln und zu schimpfen.

„Dir ist's gehörig in die Krone gestiegen,“ brummte Tschelkasch und setzte sich wieder auf seinen Stuhl. Gawrila grinste ihn nur an und lachte in einem fort. Tschelkasch fühlte deutlich, daß das Schicksal dieses Menschen in seine Hand gegeben war, daß er es ganz nach seinem Belieben so oder so wenden konnte. Er konnte diesen Burschen im engen Rahmen seines häuerlichen Daseins glücklich machen — oder sein Leben zerbrechen wie eine Spielkarte. Das Bewußtsein, eine solche Macht über einen Menschen auszuüben, bereitete ihm eine eigene Art Wollust. Er that ihm leid, der gute Junge, der so unversehens zwischen seine Wolfsklauen gerathen war, und er empfand ihm gegenüber ein gewisses Gefühl väterlicher Fürsorge.

Er that ihm leid — und er brauchte ihn doch wieder. Er saßte Gawrila unter den Armen, und indem er ihn behutsam vor sich her schob, führte er ihn in den Hof der Schenke hinaus. Hier ließ er ihn im Schatten eines Holzstapels zu Boden gleiten, während er selbst ihm gegenüber Platz nahm und seine Tabakpfeife ansteckte. Gawrila wälzte sich noch ein Weilchen kurrnd auf seinem harten Lager und schlief dann ein.

II.

„Na, bist Du fertig?“ fragte Tschelkasch halblaut seinen Gefährten, der sich mit den Rudern zu schaffen machte.

„Gleich bin ich so weit. Die Rudertlampe hier wackelt — kann man nicht mal mit dem Ruder draufschlagen?“

„Nein, nein — nur keinen Lärm gemacht! Drück' sie mit der Hand fest, sie wird schon halten.“

Sie machten sich leise an einem Boot zu schaffen, das am Hintertheil einer mit Sandelholz und Cypressenbalken beladenen, zu einer ganzen Flotille gehörenden türkischen Feluke befestigt war. Die Nacht war dunkel, am Himmel zogen große, dicke Wolkenfegen dahin, und das Meer lag ruhig und schwarz da wie dickes Del. Ein salzig-feuchtes Aroma stieg von ihm auf, leise rauschend klatschten die Wellen gegen das Ufer und die Schiffsplanken und schaukelten fast unmerklich das Boot, in dem die beiden Abenteurer saßen. In der Ferne sah man die dunklen Umrisse der Schiffe mit den bunten Laternen an ihren hoch aufragenden Masten.

„Wollen wir fahren?“ fragte Gawrila, die Ander in's Wasser senkend.

„Los!“ rief Tschelkasch leise. Mit einer kräftigen Bewegung des Steuerruders trieb er das Boot auf dem schmalen Wasserstreifen zwischen den Segelschiffen vorwärts. Unter den Ruderschlägen schim-

merte die Fluth wie in bläulichem Phosphorlicht, und ein langes Band dieses mild glänzenden Lichtes schien auch dem rasch dahinschießenden kleinen Fahrzeug zu folgen.

„Na... was macht denn der Kopf?... Thut weh, nicht?“ fragte Tschelkajsch gutmüthig.

„Ganz schrecklich! Wie wenn man Stahl hämmert, so brummt's da drinnen. Will ihn gleich mal mit Wasser feucht machen.“

„Unsinn! Da nimm — feucht' Dich von innen an! 's wird schneller helfen als Wasser,“ sagte Tschelkajsch und reichte Sawrila seine Brautweinflasche.

„Seh' mir einer — Gott segne es!“

Ein leises Schlucken ließ sich hören.

„Der schmeckt, was? Halt... genug!“ rief Tschelkajsch.

Das Boot glitt wieder lautlos zwischen den Schiffsrümpfen vorwärts. Bald hatte es die enge Gasse hinter sich und fuhr in's offene Meer hinaus, dessen schimmernde Fläche sich in unbegrenzte Weiten zu verlieren schien.

„Na — wie gefällt Dir das Meer?“ fragte Tschelkajsch den Gefährten, der mit gleichmäßigen Ruderschlägen das Boot kräftig vorwärts trieb.

„Brächtig ist's — nur etwas ängstlich wird man,“ versetzte Sawrila.

„Neugierlich! So 'n Dummkopf!“ brummte Tschelkajsch spöttlich.

Er selbst liebte das Meer über Alles. Sein heftig aufbrausendes, nervöses Naturell, das stets nach starken Eindrücken lechzte, schwelgte förmlich in diesem gewaltigen, schrankenlos elementaren Anblick. Für ihn klang aus Sawrila's Worten etwas wie eine Lästernng. Er saß auf der Bank am Steuer und schaute vor sich hin, ruhig, voll heftiger Sehnsucht, recht lange, recht weit auf der sammtglatten Fluth dahinzufahren. Ihr leises Klauschen klang wie das stille Athmen eines schlafenden Kindes und erfüllte ihn mit einem wohligen Empfinden des Friedens, das seine Seele von allen Schläden läuterte und ihn zum besseren Menschen machte.

„Wo hast Du denn die Schiffsverhältnisse?“

fragte plötzlich Sawrila, indem er seine Augen unruhig durch den Bootstramm schweifen ließ.

Tschelkajsch fuhr aus seinen Sinnen auf.

„Die Fischgeräthschaften? Die hab' ich hier hinten...“

„Wo denn? Ich seh' doch nichts...“

In der That waren keine Geräthschaften da. Es war für Tschelkajsch beschämend, vor diesem Burtschen zu lügen, und andererseits war er ärgerlich darüber, daß ihn Sawrila durch seine Frage aus seinem still beglückenden Sinnen aufgestört halte.

„Ach was, kümmer Dich nicht darum!“ fuhr er scharf heraus. „Bruchst Deine Nase nicht in Alles zu stecken. Bist zum Rudern genietket — also rudere! Und wenn Du Deine Zunge nicht besser in Acht nimmst, kann's Dir schlecht ergehen... verstanden?“

Sawrila ließ einen Augenblick die Ruder sinken und sah ihn unruhig an.

„Rudere... hörst Du, Himmel?“ schrie Tschelkajsch ihn wüthend an.

Sawrila fuhr zusammen und griff wieder in die Ruder. Geräuschvoll, in hastigen, nervösen Stößen trieb er das Boot vorwärts.

„Seh' gleichmäßiger ein!“ rief Tschelkajsch. Er hatte sich erhoben und heftete seinen grausam kalten Blick auf Sawrila's bleiches, zitterndes Gesicht. Mit vorgebeugtem Körper, wie eine große Kabe, die zum Sprunge ansetzt, stand er da. Man hörte das böse Knirschen seiner Zähne und ein leises Knacken, das von seinen Gelenken herzukommen schien.

„Wer schreit da?“ ließ sich von der See her eine grobe Stimme vernehmen.

„Rudere doch, Satan verdammt!“ zischte Tschelkajsch hervor — „leise mit den Rudern!... Ich schlag' Dich noch todt, Du Hund... vorwärts, vorwärts: eins — zwei, eins — zwei! Nur ein Rudern — und ich reiß' Dich in Stücke.“

„Himmliche Jungfrau!... Gottesmutter!...“ flüsterte Sawrila, zitternd und kraftlos vor Furcht und Anstrengung.

Das Boot lehrte um und fuhr zum Hafen zurück, wo die dunklen Stämme der Masten emporragten und die bunten Lichter der Laternen in die Nacht hinausleuchteten.

„Wer brüllt denn da? Heba!“ tönte es von Neuem zu den Beiden herüber. Aber die Stimme klang schon aus weiterer Entfernung, und Tschelkajsch

brüllte selber, alter Fremd!“ antwortete er höhlich dem unbekannten Ruderer. Dann wandte er sich zu Sawrila, dessen zitternde Lippen immer noch Gebete murmelten.

„Dein Glück, Bruder,“ sagte er. „Wenn uns die Kerle verfolgt hätten — es wär' Dein Ende“

gewesen. Ich hätt' Dich da hinter geschickt zu den Fischen... verfehlt doch?“

Jetzt, da sich Tschelkajsch beruhigt zu haben schien, wagte auch Sawrila wieder zu reden, schon er immer noch am ganzen Leibe zitterte.

„Hör' mal,“ begann er in stehendem Tone „gib mich doch frei! Um Christ will'n bitt' Dich, laß mich gehen! Seh' mich irgendwo an Ufer... thu's, ich bitt' Dich! Ich bin ja h' verloren... Denk' an Gott, laß mich laufen! Bin Dir doch zu nichts nütze... Verfeh' mich nicht auf solcherlei Dinge... Herr des Himmels, so mit mir umzugehen! So meine Seele zu verderben... Blind' und Schande ist's, wahrhaftig, solche Geschichten...“

„Was für Geschichten?“ fragte Tschelkajsch scharf, „he, was für Geschichten?“

„Dunkle Geschichten, Bruder... Laß mich, me lieber — laß mich, um Gottes willen...“

„Ach was, schweig! Wenn ich Dich nicht brauchte, hätt' ich Dich nicht mitgenommen. Wo standen? Und jetzt sei still!“

„Herr, mein Gott!“ rief Sawrila laut aufseufzend.

„Na, na — wirst doch nicht etwa kleinen verfezte Tschelkajsch, für den die Furcht des Burtschen etwas Belustigendes hatte. Aber Sawrila vermochte sich nicht mehr zu halten; er wein schluchzte, schmeuzte sich und rückte unruhig an seiner Bank hin und her. Dabei ruderte er jedes mit der Kraft der Verzweiflung — wie ein Pf schob das Boot dahin. Sie fuhren jetzt wieder durch die enge Gasse zwischen den dunklen Rümpfen der Schiffe.

„Hör' mal, Du,“ fuhr Tschelkajsch den Gefährten an, „wenn Dich etwa Jemand ausfragt: Du we von nichts! Verstanden?“

„Ach, mein Gott!“ konnte Sawrila nur anworten — „ich bin ein verllorener Mensch!“

„Laß endlich das Winseln,“ sagte Tschelkajsch leise, doch mit Nachdruck. Mechanisch, ohne je Kräft zum Widerspruch, ruderte Tschelkajsch weiter.

Jetzt tauchte die graumauere Mauer des Hafens an dem Dunkel auf... das Klatschen der Wogen menschliche Stimmen, Gesang vernahm man dahinter.

„Halt!“ rief Tschelkajsch leise. „Leg' die Ruder weg! Stemm' Dich mit den Händen gegen die Wand. Leise doch, Du Hund!...“

(Fortsetzung folgt.)



... Friede...
Abendruhe liegt über dem Land
Und auf meiner Stirn Deine Hand.
Meine Schläfen nach Frieden schreien —
Danke Dir! — Ich fand Dich — Du gabst mir ihn.
Abendruhe liegt über dem Land
Und auf meiner Stirn Deine Hand.
Karl Maria.

Felicitas. Der Tag hat sich genigt. Hinter den Häusern erhebt, brennend und schwarz gegen den Himmel stehen und verbleiben in dem Gewässer wieder erheben, kommt der volle Mond. Der Abend ist los, sein Don erklingt in der Weite. An dem Lager dahin schlafen zwei Menschen. Tagelöhner. Er hat Genugthuung gesucht, sie Unkraut gejätet, den ganzen Tag über. Die Arbeit war hart, anstrengend, das die Knochen zu knirschen schienen, manchmal. Nun liegt sie hinter ihnen, vergessen, wenn die Glieder auch noch leise zucken. Eng aneinander gehen sie, beinahe, wie damals in der Jugend. Die milde, reine Luft, sie gehört auch ihnen, die Kühe, die vom Lager drüben, laßt auch sie. Morgen ist Sonntag. Als hätte es das Eine laut gesagt, erklingt's auch in dem Rudern. So laut ist das Gefühl, das sie Beide heben. Wenn Eindeutigkeit wird sie sprechen.

kein Anreißer sie legen, morgen nicht, noch übermorgen. Zwei Tage Ruhe, zwei Tage Erholung! Und wie sie die Arbeit gemeinsam getragen, so werden sie auch diese Tage verbringen: Geeint durch die Liebe, verbunden durch Vertrauen.

Wie man die Entstehungszeit von Shakespeare's Werken bestimmt. Die vorhandenen Belege zur Datirung der Shakespeare'schen Stücke sind theils äußerlicher, theils innerer Natur. Von der ersten Art sind die Aufzeichnungen von Zeugenoffen, die unmittelbar mit dem Theater in Zusammenhang standen, oder von solchen, die sich für's Theater interessirten. Die Londoner Buchhändler mußten der Zensur wegen Alles anmelden, was in Form von Buch oder Broschüre bei ihnen erschien. Diese Eintragungen (Registers of the Stationers Company) haben sich glücklichweise erhalten; sie reichen von 1551 bis 1640, umfassen also die ganze Zeit, während welcher Shakespeare gelebt und gewirkt hat. Dazu stimmen als chronologische Anhaltspunkte die Daten auf den Titelblättern jener Werke, welche zu Lebzeiten d. s. Dichters gedruckt wurden; nur darf man nicht den Fehler begehen, das Datum des Druckes mit dem der Entstehung zu verwechseln.

Eine Anzahl von Shakespeare's Werken wird in zeitgenössischen Logebüchern und literarischen Arbeiten unter bestimmten Daten erwähnt. So werden „Die beiden Gellenen von Verona“, „Komödie der Irrungen“ und andere Stücke (im Ganzen 12) unter dem Datum 1598 von James Mars, „Das ihr wollt“ unter 1601 im Logebuch des Advokaten Manningham, „Das Wintermärchen“ unter 1611 im Logebuch des Dr. Forman, „Titus VIII“ unter 1613 in einem Briefe eines ge-

wissen Thomas Forkin genannt. Im Uebrigen geben mancherlei Anspielungen auf Zeitereignisse in den Stücken selbst wenigstens die Grenzen, innerhalb deren sie entstanden sein können. Auf diese Weise war es z. B. möglich, „Macbeth“ und den „Sturm“ zu datiren.

Die chronologischen Anhaltspunkte der zweiten Art wurden früher ausschließlich dem Stile und der dramatischen Technik entnommen... Als nämlich Shakespeare seine dramatische Thätigkeit begann, hatte sein Vorgänger Marlowe eben erst den reinlosen Vers der Bühne erobert. Bis dahin war im Drama wie in der Lyrik die epische Dichtung der Reim unentbehrlich gewesen... Der Reim war aber nicht mit einem Male vom Theater zu verbannt. Daher findet sich in den ersten Stücken Shakespeare's neben den reinlosen immer ein starkes Prozeßmaß von gereimten Versen. Daran allein ist z. B. das Stück „Verlorene Liebesmüh“, welches doppelt so viel gereimte als reinlose Verse enthält (1028: 579), unzweifelhaft als ein Jugendwerk zu erkennen. Der „Sturm“ dagegen, eines der letzten Stücke, zeigt neben 1458 reinlosen nur 2 gereimte Verse.

Ein drittes Merkmal, durch das sich die Jugenddramen von denen der späteren Perioden unterscheiden liegt in dem Ueberwiegen der Verse mit stumpfem (männlichem) Ausgange. Je weiter Shakespeare in seiner Entwicklung fortgeschritten, desto freier wird seine Behandlung des fünfaktigen Verses, desto zahlreicher werden auch klingenden (weiblichen) Versausgänge. (Aus: Professor Dr. S. Keller: „Shakespeare“. Leipzig, G. A. Seemann.)

Nachdruck des Inhalts verboten!